

Der Gruss des Feindes : ein Erlebnis aus den Tagen des Zweiten Weltkrieges

Autor(en): **Heudtlass, Willy**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **73 (1964)**

Heft 7

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-974926>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Obwohl die Genfer Abkommen dem Kriegsvölkerrecht zugehören, das wegen der im Krieg herrschenden Spannungen und Leidenschaften schwerer durchsetzbar ist als das Friedensvölkerrecht, haben sie einen hohen Grad von Wirksamkeit erreicht; dank dieser Wirksamkeit sind in den Kriegen seit 1864 Hunderttausende von Menschenleben gerettet und die Leiden von Millionen Menschen gelindert worden. Die Stärke des Genfer Rechts beruht wohl in erster Linie auf der Tatsache, dass es sich mit dem Schutz Wehrloser befasst, dass es nur «unnötige Leiden» verhindern will und Forderungen der Menschlichkeit erhebt, die mit den Interessen der Kriegführung vereinbar sind. Dazu kommt, dass die Genfer Abkommen mit dem Hilfswerk des Roten Kreuzes eng verbunden sind, dass das Rote Kreuz mit seinem Internationalen Komitee und seinen nationalen Gesellschaften in Kriegszeiten alle Kräfte einsetzt, um dem Recht und der Menschlichkeit Geltung zu verschaffen.

Die Schweiz hat besonderen Grund, dankbar auf das Werk zurückzublicken, das hundert Jahre zuvor geschaffen wurde. Die Konvention von 1864 und alle

späteren Genfer Abkommen gehen in weitem Masse auf schweizerische Initiativen und Vorarbeiten zurück. Das Internationale Komitee vom Roten Kreuz, das aus dem Genfer Komitee der Jahre 1863/64 hervorging und dem auch heute noch ausschliesslich Schweizer Bürger angehören, hat die Entwürfe zu den Abkommen vorbereitet, und der Schweizerische Bundesrat, bei dem die Ratifikations- und Beitrittsurkunden hinterlegt sind, hat die jeweiligen diplomatischen Konferenzen einberufen. Die Schweiz ist aber auch an der Anwendung der Abkommen massgeblich beteiligt, sei es als Schutzmacht für eine grosse Zahl von Staaten wie im Zweiten Weltkrieg, sei es durch die humanitäre Tätigkeit des Internationalen Komitees oder des Schweizerischen Roten Kreuzes. So sind die Genfer Abkommen ein gewichtiger schweizerischer Beitrag an die Fortbildung des Völkerrechts und die Wahrung der Menschlichkeit im Krieg.

Die Wirksamkeit der Abkommen noch zu erhöhen und wenn nötig ihre Erweiterung zu fördern, bleibt auch in Zukunft eine unserem Land gestellte grosse, seiner Stellung im Völkerleben angemessene Aufgabe.

DER GRUSS DES FEINDES

Ein Erlebnis aus den Tagen des Zweiten Weltkrieges

Von Willy Heudtlass

An einem frühen Morgen, der schon die Hitze des erst beginnenden Tages ahnen liess, starteten wir mit einem Pulk von sechs Sanitätsmaschinen vom Typ «Ju 52» vom Athener Flugplatz Tatoi nach Marsa-Matruk, um, wie mehrmals in der Woche, aus Afrika von den Kämpfen an der El-Alamein-Linie Schwerverwundete in die grossen Kriegslazarette nach Athen zurückzuführen. Als Sonderberichtersteller für den Wehrmachtssanitätsdienst war ich der Führermaschine der Staffel zugewiesen, die von dem Staffelführer, Oberstabsarzt, Dr. L., selbst geflogen wurde.

«Ich hoffe, wir haben Ruhe unterwegs, Feindflugzeuge haben sich schon seit einer Woche nicht mehr sehen lassen», meinte Oberstabsarzt Dr. L. Trotzdem flog der ganze Pulk kaum mehr als zehn Meter über dem Wasser, um gegen Feindsicht so gut wie möglich geschützt zu sein.

Nach einer guten Stunde kurze Zwischenlandung in Rethymmon auf Kreta, um die Tanks noch einmal aufzufüllen. Bald erhoben sich wieder unsere Maschinen,

knapp die karstigen Inselberge überfliegend, um nach Erreichung des offenen Meeres wieder auf Tiefflug zu gehen. Etwa fünf Stunden später erreichten wir die afrikanische Küste, deren nahes Hinterland stellenweise noch mit zerschossenen Panzern und sonstigen Fahrzeugen übersät war. Glatt vollzog sich die Landung auf dem provisorischen Flugplatz, an dessen Rand die Sankas mit den Schwerverwundeten bereits aufgefahren waren. Auf dem Wege zu den Sankas holte die Hitze der prallen Wüstensonne auch die letzten Tropfen Flüssigkeit aus unseren Körpern heraus, obwohl wir ja aus Athen einiges gewöhnt waren. Noch ehe Oberstabsarzt Dr. L. etwas sagen konnte wegen der in der Gluthitze stehenden Sankas, bemerkte ein Oberfeldwebel, die Sankas wären soeben erst aus den Zelten herausgefahren, nachdem unsere Maschinen gemeldet und gesichtet worden waren.

Ich übergehe jetzt die entsetzlichen Einzelheiten des Aus- und Einladens der Verwundeten. Fürchterlicher Eitergestank und Myriaden von Fliegen liessen

uns beim Oeffnen der Sanka-Türen zurückprallen. Kaum einer von uns wollte etwas geben für das, was uns da als noch lebende Menschenfracht nunmehr anvertraut wurde. Wer wie ich einige Wochen später die gleichen Menschen im Kriegslazarett Sysmanoglion in Athen unter der Obhut der Aerzte und der Pflege der Rotkreuzschwestern wiedergesehen hatte, musste dabei an ein Wunder glauben.

Nach knapp einer Stunde starteten wir mit den Verwundeten zum Rückflug, um noch vor Dunkelheit wieder in Athen zu landen. Ich sass zeitweise neben Oberstabsarzt Dr. L., der bis Kreta seine Maschine selbst steuerte. «Ich weiss, welche Verwundeten ich habe, und danach richte ich die Flugweise. Hoffentlich haben wir keine Feindberührung, unsere Erfahrungen besagen, dass wir mit allem zu rechnen haben.»

Und wirklich, etwa eine Stunde vor Kreta, wir warteten schon auf den verabredeten Geleitschutz, kam von schräg hinten eine englische Kampfmaschine erst einmal an unserem Pulk vorbei, machte eine grosse Kurve zurück und flog, nun bedeutend langsamer, von hinten wieder unseren Pulk an. «Machen Sie sich auf alles gefasst», meinte Oberstabsarzt Dr. L., «ich habe

Ihnen schon auf dem Hinflug gesagt, was Sie im Ernstfall zu tun haben.»

Ganz dicht, kaum zehn Meter von unseren Maschinen, flog der Engländer langsam vorbei, aus seiner Kanzel mit dem Fernglas unsere Maschinen beobachtend. Offensichtlich wollte der Engländer von aussen, so gut es ging, in das Innere der Maschinen sehen. Nun lag immer ein Verwundeter vorn an dem ersten Fenster etwas höher, auf seinem weissen Kissen, möglicherweise noch den Kopf verbunden, so dass zumindest für die sechs Maschinen an diesen Fenstern dem Engländer klar sein musste, dass in den mit dem roten Kreuz gezeichneten Maschinen tatsächlich Verwundete abgeflogen wurden. Zweimal hatte der Engländer uns so angeflogen, als Oberstabsarzt Dr. L. meinte: «Ich glaube, es geht alles gut ab.» Und wieder machte der Engländer eine grosse Kurve nach rückwärts, aber was sollte der dritte Anflug? Hatte er noch nicht genug gesehen?

Dann aber geschah etwas, was niemand von uns erwartet hatte. Als der Engländer wieder in gleicher Höhe mit unserer Maschine lag, nahm er die Hand an seine Mütze, grüsste zu uns herüber, gab Vollgas und verschwand auf Nimmerwiedersehn!

AUS DEM WÜSTENSPITAL IN JEMEN

Von Dr. Reinhold Wepf

Wenn du dich in der südarabischen Wüste verirrt hast, wird dir jeder Beduine, den du antriffst, freundlich gestikulierend den Weg zum «Mustaschfa Salib el achmar» weisen. So ist das «Spital des Roten Kreuzes» seit einem Jahr in Nordjemen zu einem festen Begriff geworden. Wenn es Nacht ist, so wird dich das Blinklicht, das auf hoher Felsbastion leuchtet, von weit heranwinken und dich durch Dünen und unwegsame Wüste hindurch an das Tor der Geborgenheit lenken.

Hinter dem von Jemini-Soldaten bewachten, durch Lampen markierten Eingang liegen zwischen Felsen eingebettet an die fünfzig Zelte. Aus vielen dringt Licht und Stimmengewirr. Das Summen des Generators ist Musik; denn es bedeutet Licht, Kraft und Leben.

Die Clinobox ist hell erleuchtet und scheint in Betrieb zu sein. Ein fünfzehnjähriges Mädchen liegt auf dem Operationstisch. Es wurde gestern durch Bombensplitter am Bauch getroffen und hat eine lange Reise zum Feldspital hinter sich. Die Bauchfellentzündung

ist bereits ausgebildet. Es gibt kein Zuwarten mehr. Beim Eröffnen des Bauches quillt Blut, Stuhl und Eiter heraus. Sechsfache Darmperforation. Im letzten Loch sitzt der scharfkantige Granatsplitter. Beim Absaugen des Darmes hängt sich noch ein Bandwurm an den Aspirator, ein schlechter Trick, denn nun wird er mit seinen ganzen vier Metern ins Licht befördert. Bei einem späteren ähnlichen Fall, einem elfjährigen Jungen mit vier Darmdurchschüssen, promenierten zahlreiche Bandwurmglieder einzeln und selbständig in der freien Bauchhöhle. Beide Patienten sind ohne Komplikationen oder Nachteile davongekommen.

Das Mädchen wird in das Frischoperiertenzelt neben der Clinobox getragen, wo es während der ersten Zeit besondere Pflege erhält.

Hier befindet sich auch unser Sheriff, das Sorgenkind des Spitals. Ihm gilt unsere ganze Aufmerksamkeit und Hingabe. Die Legende sagt, dass er als republikanischer Jemenit in Gefangenschaft zu gelangen